

Qual oder nicht Qual, ist das hier wirklich die Frage?

E. Günther

„Qualzucht“ – was für ein Wort! - kann es doch nach den Regeln der Wortbildung im Deutschen auch meinen „Zucht um der Qual willen“. Und Vertreter des extremen Flügels der Tierschützer lassen das durchaus wenigstens als Möglichkeit gelegentlich mitschwingen, und Züchter, die sich ertappt fühlen, unterstellen diesen Vorwurf und weisen ihn empört zurück. Aber im Alltag ist es wohl in aller Regel eher so, dass diese grenzwertigen oder auch nicht zumutbaren Eigenschaften, die unter das Schlagwort Qualzucht fallen, im Interesse irgendwelcher Zuchtziele billigend in Kauf genommen – wie es Juristen bezeichnen würden – oder in der Euphorie vermeintlicher züchterischer Leistungen verdrängt werden. Sie finden dann allerdings allzu oft auch ihren Markt und von daher gelegentlich gewaltige Impulse.

Die abschreckende Wirkung der Bezeichnungen Qual oder Leiden ist eben leider nicht allgemein und vermag das Begehren der Züchter offenbar nicht immer zu bremsen.

Es mag sich deshalb lohnen, diese Begriffe einmal ein wenig zu hinterfragen.

Die Biowissenschaften einschließlich der Veterinärwissenschaft haben inzwischen relativ sichere Möglichkeiten entwickelt, Schmerz bei Tieren festzustellen. Ich sage absichtlich nicht „zu objektivieren“, weil Empfindungen, auch wenn sie von einem Außenstehenden verifiziert werden können, immer subjektiv bleiben.

Das führt zwangsläufig zu der Frage, ob und wie weit ein Tier Subjekt sein kann, auf die ich noch einmal zurückkommen werde. Zunächst will ich mich der Beziehung von Schmerz und Leid und schließlich Qual zueinander zuwenden.

In unsrem Alltagssprachgebrauch verwenden wir die Begriffe Schmerz, Leid und Qual nahezu synonym, bestenfalls haben wir die Vorstellung von einer gewissen Steigerung in dieser Folge. Das mag ja sogar angehen, aber es wird dabei übersehen, dass zwischen Schmerz und Leid ein bedeutender qualitativer Unterschied besteht.

Der Philosoph Habermas bringt das aus seiner Sicht so auf den Punkt: Tier und Mensch empfinden Schmerz, aber nur der Mensch weiß, dass er Schmerzen hat. Und nur der Mensch kann so seine Schmerzen in Beziehung setzen zu anderen Dingen, die er auch weiß. Leiden ist also mehr als Schmerz, nämlich seine Transformation auf Bereiche jenseits von Ursache und Wirkung des Schmerzes. Ein Tier empfindet eine Fraktur einer Extremität als Schmerz zusammen mit der schmerzbedingten Einschränkung oder dem Verlust der Funktion der Gliedmaße. Der Mensch weiß gegebenenfalls, dass die Fraktur und der Schmerz Folgen einer Knochenmetastase seines Prostatakarzinoms sind und leidet unabhängig von der Schwere des Schmerzes weit mehr unter der Frage, die zur Qual werden kann, ob und wie lange er noch zu leben hat. Diese Dimension des Empfindens, der nach Habermas der Begriff „leiden“ vorbehalten bleiben sollte, ist dem Tier nach heutigem Wissen verschlossen.

Im Grunde kommt die Alltagsverwendung des Leidens-Begriffs für Zustände von Tieren vom Mitleid her, das nichts anderes bedeutet, als dass wir uns nach Maßgabe unserer Möglichkeiten in ein Tier hinein versetzen und uns vorstellen, wie wir leiden würden, wenn wir das Tier wären. Das ist edel gedacht und hat unendlich vielen Tieren geholfen, so vielen, dass es eine Randbemerkung bleiben darf, dass es auch welche umgebracht hat, weil eben auch zu angewandtem Mitleid Sachverstand gehört, der nicht vom Himmel fällt.

Jeremy Bentham am Anfang des 19. Jahrhunderts und Arthur Schopenhauer ein paar Jahre später haben dem Mitleidsgedanken gar eine philosophische Dimension gegeben und ihn zur Grundidee der Tierschutzbewegung gemacht. Allein, eine wissenschaftliche Begründung von „Leiden“ des Tieres bedeutet das auch nicht. Und wenn man genau hinschaut, bedarf es derer

auch nicht, denn Mitleid ist ja Menschenleid, ausgelöst durch solidarisches Erleben von Tierleben.

Aber gerade darin liegt auch das Zweifelhafte des Leidbegriffs, dass er nämlich dem ganz persönlichen Werteverständnis des Einzelnen Eingang gewährt. Der Eine sieht unzumutbares Tierleid, wenn eine Raubkatze ein Gazellenkitz schlägt und frisst und möchte sie am Liebsten alle unter die Mitleidskuratel eines Garten Eden stellen, ein Anderer findet jedes in menschlicher Obhut, eben jenem Garten Eden, gehaltene exotische Tier leidend allein weil es „gehalten“ wird und setzt es notfalls mit krimineller Energie in die Freiheit, die der erste so mitleidsvoll wahrnimmt, und ein Dritter findet einen Goldfisch der Marke Teleskopschleierschwanz süß, den ein anderer als Qualzucht bezeichnet.

Es ist schwer vorstellbar, dass ein wirklicher Konsens auf der Grundlage subjektiven Empfindens der Menschen je möglich sein wird, - nicht nur in dieser Angelegenheit.

In einer globalen Dimension hat das Begriffliche noch eine ganz andere, viel prinzipiellere Bedeutung.

In unserem Teil der zivilisierten Welt wird Tierleid von urbanen Großpopulationen definiert und wertend beurteilt, in denen nur ein kleiner Teil mit wenigen ausgewählten Tierarten zusammen lebt, die aber im Wesentlichen ihre Informationen aus öffentlichen Medien beziehen und zu Verallgemeinerungen, ja geradezu zu Weltanschauungen gelangen, bevor sie das tatsächliche Leben je gesehen haben. Die Dominanz so entstandener Ansichten in der öffentlichen Meinungsbildung nährt sich dabei allzu oft nicht aus ihrer wissenschaftlichen Überzeugungskraft, sondern aus ihrer Massenhaftigkeit und Wohlgefälligkeit.

Dahinter steht nicht mehr und nicht weniger als die Erfahrung, dass die Geburt eines Begriffs auch die Vorstellung von Tatsachen gebiert. Was keinen Namen hat, das existiert auch nicht, was aber einen Namen hat, das ist für alle Zeit in der Welt, auch wenn es im Augenblick nicht da ist.

Stellen Sie sich einen Wochenmarkt in einer ländlichen Gegend Chinas oder Indonesiens vor: da kommen Bauern mit dem Fahrrad von weit her und haben am Gepäckträger auf jeder Seite ein Bündel Hühner an den Beinen kopfüber aufgehängt, lebend, weil sie tot zu schnell verderben würden. Kein Mensch redet von Tierleid, der Begriff steht nicht im Raum und wartet darauf, abgerufen zu werden. Und er findet keinen Platz im öffentlichen Interesse, weil die Vermeidung von Not und Leid des Bauern und seiner Kunden das moralische Empfinden dieser Menschen bestimmen und auslasten.

Ja, ich will es dies eine mal aussprechen, obwohl ich weiß, dass es ein heißes Eisen ist: Die Dominanz des Themas Tierleid in der öffentlichen Diskussion in unserem Lande ist auch Ausdruck unserer Satttheit und des Fehlens massenhafter existentieller Nöte von Menschen. Wir streiten uns vor Gericht über das Schicksal einer zahmen Ratte, und in jeder Minute der Verhandlung verhungert irgendwo ein Kind, das nicht so viel zu essen hatte, wie dieses Tier. Die Unverhältnismäßigkeit der moralischen Ansprüche unserer Wohlstandsinsel zu den Verhältnissen in der Welt und in der Natur hat etwas Arrogantes und etwas mehr Demut im Umgang mit unseren großartigen Möglichkeiten, den Tieren Gutes zu tun und unserem Urteil über das, was andere tun, so gut sie es können, wäre großartig.

Und zu guter Letzt will ich auch nicht unausgesprochen lassen, dass eine unter so starker Mitwirkung subjektiver Kriterien vorgenommene Beurteilung, wie wir sie im Falle von Tierleiden oder Qualzuchten vorzunehmen haben, immer auch zu unterschiedlichem Gebrauch verleitet. Ich jedenfalls bin nicht sicher, dass eine Schlange, die man zur Qualzucht erklärt, weil man ihr das Hautpigment weggezüchtet hat, wirklich mehr leidet, als eine Milchkuh, der man ein quadratmetergroßes Euter angezüchtet hat, aus dem im Jahr 12 Tonnen Milch herausgepresst werden und mit dem sie in gefülltem Zustand keinen Schritt mehr gehen kann. Es ist nicht zu übersehen, dass wir vielfach unterschiedliche Kriterien gelten lassen,

daran ändert auch das Gutachten zur Auslegung des § 11b nichts. Der Zweck heiligt nicht nur die Mittel, sondern auch das Urteil.

Schließlich muß ich Sie auch noch mit dem Zweifel plagen, ob Tiere an einem angeborenen Anderssein überhaupt „leiden“ können im Sinne der Übertragung unseres menschlichen Verständnisses. Tiere können sich nicht mit dem anderen Tier wertend vergleichen, sie sind auf Gedeih und Verderb auf sich angewiesen, so wie sie sind. Es ist zweifellos richtig, dass der Gesetzgeber die Voraussetzungen für das Verbot der Vermehrung bzw Erzeugung behinderter Tiere geschaffen hat, auch wenn er sich noch allzu oft hasenfüßig vor notwendigen Entscheidungen hierzu drückt, aber das einmal geborene behinderte Leben sieht darin keinen Grund, nicht leben zu wollen. Das gilt im Übrigen, weil das Tier auch nicht in der Vergangenheit denken kann, auch für erworbene Behinderungen. Denken Sie an die kleinen Hunde mit Querschnittslähmung, denen ihre Besitzer kleine Rollstühle unters Hinterteil gebaut haben, und schauen Sie in die fröhlichen Gesichter dieser Tiere.

Und schließlich gibt uns auch ein Blick auf uns Menschen Anlaß, den einseitigen und vorurteilsbelasteten Umgang mit dem Leidensbegriff zu überdenken.

Menschen, die blind oder taub geboren werden, wollen nicht wegen ihres vermeintlichen Leidens gehätschelt, sondern für ihre Lebensleistung anerkannt werden, querschnittsgelähmte junge Männer und Frauen gehen zu den Paralympics und körperlich schwerst fehlgebildete Menschen lösen Mathematische Aufgaben, an denen sich die Menschheit seit 300 Jahren die Zähne ausbeißt.

Nein, die oftmals automatische Gleichsetzung körperlicher oder funktioneller Abweichungen vom Normalen mit „leiden“ wird der Sache nicht gerecht, beim Menschen nicht und beim Tier auch nicht.

Ich habe Ihnen diesen kritischen Exkurs in die Denk- und Sprachpraxis im Zusammenhang mit dem Qualzuchtproblem zugemutet, weil ich deutlich machen will, dass wir über diesen Ansatz nicht über eine Regulierung der Zucht von Tieren an Grenzwerten hinauskommen, die ihrerseits gelegentlich auch noch ziemlich nebulös sind.

Aber die Vermehrung von Tieren oder ihre gezielte Zucht in menschlicher Verantwortung als ein bedeutendes Feld der Gestaltung der Mensch-Tierbeziehung kann doch nicht einfach am Produkt und schon gar nicht ausschließlich an diesem bewertet werden. Wenn wir das Leid des Tieres als die Grenze zulässigen menschlichen Handelns am Tier akzeptieren, dann lässt das die Tür offen für die Regel, dass alles, worunter das Tier nicht leidet, erlaubt und am Ende gar wohl getan ist.

Qual oder nicht Qual, die Frage, die wir auch noch unterschiedlich handhaben nach Maßgabe des Nutzens für die Menschen, wird zu einem Schutzwall, hinter dem Menschen mit Tieren machen können, was sie wollen, - sie leiden ja nicht.

Hinter diesem Schutzwall pflegt die Haltung sonst wild lebender Tiere als Heimtierhaltung ihr Dasein, aus dem Qualzuchten gelegentlich wie Spitzen eines Eisberges herausragen, in der aber unendlich viel Manipulatives, Willkürliches, ausschließlich am Menscheninteresse orientiertes geschieht, das seine Rechtfertigung im Selbstverständnis vom Eigentum an den Tieren findet.

Wer stellt sich heute noch die Frage, ob man anderes Leben überhaupt in Besitz nehmen kann? Eine befriedigende Antwort darauf ist auch schwierig, weil sie die ganze lange Geschichte der menschlichen Zivilisation und Kultur zu berücksichtigen hätte und seriöse Wissenschaftler gottlob nicht automatisch zu dem Schluß kommen, dass das alles falsch war und wir eigentlich nur Kohl und Baumrinde essen dürfen. In der Regel ziehen sich deshalb diejenigen, die die Frage kennen und ernst nehmen, darauf zurück, dass sie Tiere in ihre

„Obhut“, in eine Art Vormundschaft nehmen. Das grundsätzlich Andere dieses Verhältnisses gegenüber „Besitz“ besteht darin, dass es Raum dafür lässt, der Wesenhaftigkeit des tierischen Individuums Gültigkeit zu verleihen als Teil einer gegenseitigen Beziehung, in der sein materieller „Wert“ und sein Statuswert zurücktritt oder wenigstens zurücktreten kann hinter seinen moralischen Wert als Leistung der Evolution, Teil seiner Art und als Individuum, als das es ein vollkommen wertgleicher Teil der Lebensvielfalt dieser Erde ist. Das gilt entgegen weit verbreiteter Unbedarftheit, der diese Frage gleichgültig ist und leider ebenso weit verbreiteter Verweigerung bis in hohe Kreise der Wissenschaft für die Eidechse im Terrarium genau so wie für die an irgend einem Geröllhang – wenn sie da noch eine finden sollten, eben für jedes der Natur zum Zwecke der Haltung durch den Menschen entnommene Tier, wie für jedes dort verbliebene.

Wem diese Einsicht widerfährt, der kann zu keiner anderen Konsequenz gelangen, als derjenigen, seine Haltung und Vermehrung sonst wild lebender Tiere als einen Auftrag zur Bewahrung zu verstehen. Leider ist diese Erleuchtung bisher nur einem kleinen Teil der Heim- und Hobbytierzüchter zuteil geworden, die Haltung exotischer Tiere bewegt sich noch immer in einem schattenreichen Halbdunkel. Hier machen Tierhalter im Schutze des Eigentumsrechts und in den weiten Grenzen des Gesetzes, das bisher keinen Gedanken auf die Integrität eines Lebewesens verschwendet, was sie wollen.

Insbesondere folgen sie ihrer Berufung, das Werk der Evolution durch ihre eigene züchterische Leistung zu vervollkommen.

So weit das, was dabei heraus kommt, tierschutzwidrig, Qualzucht gar, ist, hat der Gesetzgeber inzwischen Grenzen gesetzt, die er allerdings schlecht bewacht.

Was an Zerstörung von Arten und damit essentiellen Bestandteilen der Natur da betrieben wird, ist dagegen noch nicht ins Bewusstsein der Gesellschaft und ihrer Regierenden vorgedrungen und wird statt dessen noch immer da und dort zum Erstaunen einer urteilsunfähigen Menge und zum frenetischen Jubel seiner Anhänger öffentlich gezeigt und prämiert. Ich rede von der willkürlichen Erzeugung von Zuchtformen auf dem Wege von Inzuchtlinien und anderer mutagener Einflüsse, von Kreuzungen und insbesondere einer akribischen nicht natürlichen Auslese.

Es handelt sich bei den schönen bunten neuen Formen aber eben nicht um harmloses Spielzeug, sondern um genetisch verankerte Veränderungen, die das Individuum aus der genetischen Identität seiner Art herausführen und die Gefahr der Infiltration genetischer Fehlinformationen in eine Population herbeiführen. Die moderne Form der Ausrottung von Arten ist die Zucht, weil töten so unpopulär ist.

Die Vertreter dieser Art des Umgangs mit Tieren sind durch vernünftige Argumente nicht berührbar, weltweit, vom Schulbuben bis zum Universitätsprofessor.

Das mag, allein aus der Sicht menschlichen Verhaltens zwei sehr unterschiedliche Gründe haben:

Zum Einen ist es wohl so, dass die Akzeptanz der Naturbeschaffenheit von Pflanzen und Tieren dem Menschen offenbar nicht gegeben oder spätestens an dem Tag vor 10 000 oder 20 000 Jahren verloren gegangen ist, als er merkte, dass er sie zu seinem Vorteil verändern kann. Siebeneinhalb Milliarden Menschen von heute sind das Ergebnis dieser Kunst. Vor 60 oder 70 Jahren hat das Otto Hahn für die Neuzeit mit dem Satz bestätigt: Der Mensch kann alles, nur nicht etwas unterlassen, was er kann.

Und zum Anderen: Wie kann Naturbelassenheit ein Wert sein für Menschen, die sich selbst in ihrer evolutionären Gestalt nicht respektieren, sondern „Styling“ einschließlich irreversibler Veränderungen ihres körperlichen Erscheinungsbildes zum Inhalt ihrer Kultur erklären, nicht wenige zu deren einzigem. Das ist freilich Menschenrecht, aber solcher Denkart muß es doch geradezu selbstverständlich sein, dass ein Fisch, ein Vogel oder auch eine Schlange so auszusehen hat, dass sie zu seinem Farbspiel passen. Was steht dagegen? Respekt vor dem

Naturegebenen jedenfalls nicht, der ist für viele etwas nie Gefühltes, und so werden sie es wohl auch nie erjagen.

Auch aus der Sicht des Tieres ist das Verhältnis, das der Mensch ihm anbietet, aus wenigstens zwei Blickwinkeln zu betrachten.

Wen meinen wir, wenn wir über Tiere und unser Verhältnis zu ihnen nachdenken?

Ernst Ulrich von Weizsäcker, immerhin Co-Präsident des Club of Rom, lässt uns in einem Vorwort zu einem im letzten Dezember erschienenen Buch wissen: *97% des Lebendgewichts der heute auf dem Lande lebenden Wirbeltiere sind entweder Nutztiere, die wir zum Schlachter führen, oder einfach wir Menschen selber. Drei Prozent bleiben übrig für den Rest der Landwirbeltiere, Elefanten und Giraffen, Wölfe und Ratten, Vögel und Fledermäuse, Krokodile und Schlangen, Frösche und Kröten.*

Reptilien, Amphibien, Fische, Vögel, Kleinsäuger als Heimtiere machen in dieser erschütternden Auflistung sicher keine nennenswerte Größe aus, aber sie markieren die schmale Linie, auf der der Rest, und es ist wahrlich nur noch ein Rest, den wir der Schöpfung lassen, in menschliche Nutzung und damit den Untergang als natürliche Art übergeht oder vor diesem Schicksal bewahrt wird.

Die Vermeidung von Tierleid wird an dieser Stelle gar nichts leisten, wie wir bereits gesehen haben, weil sie den züchterischen und damit Menscheninteressen folgenden Eingriff am Tier akzeptiert. Einen wirklichen Grenzschutz zwischen diesen fürchterlichen 97 und 3 % bietet nur ein totales Verbot der züchterischen Veränderung von Wildformen. Das wird politisch nicht zu machen sein, und ein politischer Akt wäre auch nur ein weiterer Beweis unserer Schwäche, denn es ist eine Frage der Würdigung der Natur und der Beschaffenheit ihrer Lebensformen durch den Menschen und damit eine moralische Angelegenheit des Einzelnen oder eine ethische der Gesellschaft.

Wie weit dann aber diese Frage zweitens am Schicksal des Individuums ausgehandelt werden kann, das hängt davon ab, ob wir neben seiner Leidensfähigkeit auch seine Artlichkeit als Bestandteil, ja als Anspruch seiner Individualität anerkennen.

Die bestimmenden Strömungen der öffentlichen Diskussion um das Mensch-Tier-Verhältnis, einschließlich der Tierrechteethik sehen die artliche Identität eines Tieres nicht als ihren Gegenstand und sind da für uns wenig hilfreich. In ihrem Schatten finden sich aber schon Gedanken, die uns ermutigen bei der Bestimmung unserer Verantwortung für die Art beim Umgang mit dem Individuum. So geht z.B. der amerikanische Philosoph *Paul W. Taylor* davon aus, dass sich die Beziehung zu den wild lebenden Arten auf der Erde durchaus am Respekt vor dem Individuum, eigentlich sogar nur dort, gestaltet. Er widerspricht der menschlichen Selbstverständlichkeit, das Schicksal natürlicher Lebensformen nach menschlichen Endzwecken zu bestimmen, wie wir das mit der Verharmlosung und zum unabwendbaren Schicksal degradierten „Domestikation“ natürlicher Arten unentwegt tun. *Taylor* gibt den Tieren einen inhaerenten Wert, eine sie ausmachende individuelle Einmaligkeit, in der sich ihre Artzugehörigkeit realisiert, die nicht zur Disposition stehen darf.

Wie das Tier selbst sich in diesem Prozeß ausnimmt und wahrnimmt, danach fragen wir nicht, weil wir die Antwort schon zu wissen glauben. Tiere haben keine Vorstellung von sich selbst, ausgenommen vielleicht ein paar Primaten, Hunde oder Papageien. Allein die Spannbreite vom Primaten zum Papageien sollte uns doch zu bedenken geben, dass es auch eine methodische Frage oder eine unseres Vorurteils, dass wir nämlich genau wissen, was wir finden wollen und dabei in menschlichen Kategorien verhaftet sind, sein könnte, was uns auf diesem Stande der Erkenntnis festhält.

Gotthard Teutsch, deutscher Soziologe und Philosoph, führt die kreatürliche Würde in unsere Überlegungen ein. Auch er führt, wie alle Ethiker, die Würde des Tieres auf ihren Eigenwert

zurück, sieht diesen aber für jedes Tier *unangesehen des Umstandes, ob und inwiefern die Kreatur auch für den Menschen oder andere Lebewesen einen Wert besitzt*, als gegeben an. Im Lichte einer allgemeinen lexikalischen Definition des Begriffs Würde bedeutet das, die organische Integrität und die evolutionär entstandene Art zu leben und damit Teil des Ganzen zu sein, als solches „gewürdigt“ zu werden.

Und *Teutsch* fährt fort: Tiere und Pflanzen sind *Mit- Lebewesen, die sich in je spezifischer Weise entwickeln und bei all ihrem Tun und Lassen auf den eigenen Selbsterhalt und den ihrer Art aus sind. Im Hinblick auf diesen „Selbstzweck“ gibt es für sie ein Wohl und Wehe, auch wenn sie – seien es Pflanzen oder Tiere – nicht um dieses ihr Wohl und Wehe wissen.* Damit geht er deutlich über die aktuellen Denkmodelle der philosophischen Ethik hinaus, die noch immer, und dies seit Kant, die Gültigkeit moralischer Kategorien für Tiere an das Subjekt-sein bindet, das seinerseits Empfindungsfähigkeit, Leidensfähigkeit und nach Singer z.B. auch Interessen des Tieres voraussetzt.

Das „So sein, wie die Evolution es hervorgebracht hat“ als Inhalt der Würde des Geschöpfes und damit moralischer Wert fordert Anerkennung als wichtiger Bestandteil unseres Verhältnisses zum Tier. Der Schutz, die Erhaltung der natürlichen Lebensformen ist keineswegs nur eine Sache des Natur- und Artenschutzes, sondern eine ethische Pflicht jeden Halters von natürlichen Lebensformen.

Leiden und Qualen, die Menschen den Tieren anzüchten, zu bekämpfen, das ist eine nie endende Auseinandersetzung mit den Folgen menschlichen Handelns und kann so eigentlich nicht befriedigen. Es ist, als ob wir unter einem tropfenden Wasserhahn regelmäßig die Pfützen wegwischen und vergessen, den Hahn auszuwechseln oder auch nur zuzudrehen. Auf unser Thema bezogen heißt dieses „Hahn zudrehen“ nichts anderes, als die Entstehung von Qual- und Leidensformen auszuschließen durch eine Änderung unseres Grundverständnisses hinsichtlich unserer Rechte an einem Tier, auch und gerade was züchterische Einflüsse angeht, und den Tieren in menschlicher Verantwortung Schutz zu geben durch ethische Barrieren gegen menschliche Willkür.

Hier gehe ich mit Peter Singer und seinem kritischen Speziesismus, der uns vorhält, dass nach weltweitem Gewohnheitsrecht praktisch jeder Mensch kraft seiner Zugehörigkeit zur Spezies Mensch Herrenrechte gegen jedes Tier hat. Unter dem Schutze dieser Regel ist dieses tragische Verhältnis 97 zu 3 entstanden.

Die dringend notwendige Antwort auf diese erschütternde Tatsache können aber nicht Tiere geben, denen man Rechte verleiht, weil Tiere sie weder verstehen noch vertreten können und weil sie im Ernstfalle auch unterlegene Waffen führen. Aber die Reflexion gedachter Tierrechte im menschlichen Gewissen, nämlich Pflicht und Verantwortung des Menschen gegenüber allem nicht menschlichen Leben in seiner evolutionären und individuellen Einmaligkeit ist immerhin möglich. Die Aussichten, dass sie Allgemeingut werden, sind sicher schlecht, aber das sollte den moralischen Menschen nicht hindern, trotzdem danach zu handeln. Moral misst sich nicht am Erfolg, sondern an ihren Werten.

Ich habe Ihnen diese Gedanken vorgetragen mit ausdrücklichem Bezug auf die Haltung sonst wild lebender Tiere in menschlicher Obhut, weil ich mich in der Nähe des Themas Ihrer Veranstaltung bewegen wollte.

Es ist mir wichtig festzustellen, dass die Milliarden Wirtschaftstiere und Heimtiere, denen Züchter ihre evolutionäre Identität und Zugehörigkeit abgezüchtet haben, mit denen also keine Art mehr zu retten ist, als Einzellebewesen den gleichen Anspruch wie artreine Wildtiere haben, zu sein wie sie sind. Jedes Tier ist für sich die Krone der Schöpfung, Leben, das leben will, wie es Albert Schweitzer sagen würde.

Ich bin dankbar, dass ich über das Schicksal unzählig vieler solcher Tiere hier nicht referieren muß, sie müssen mich nicht weinen sehen.